

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

24.

Donnerstag, am 13. Juni 1850.

S a m b l a n c a y.

Von Hugo Goering.

Jacob de Beaume, Herr von Samblancay, war in Frankreich unter der Regierung des Königs Franz I. zu dem hohen Range eines General-Gouverneurs der Finanzen emporgestiegen. Er hatte sich wohl in seiner früheren wenig beachteten Stellung wenig Hoffnung auf eine so auszeichnende Würde gemacht, doch ein glücklicher Zusammenfluß von Umständen machten bald Erwartungen nach hoher Stellung in ihm rege. Seine vorherrschende Liebe zur Finanzwissenschaft fand in dem Umstande eine reiche Nahrung, daß zwei seiner Schwestern mit Finanzbeamten vermählt waren, die es sich angelegen sein ließen, Herrn von Samblancay mit allen in das höhere Rechnungsfach einschlagenden Schwierigkeiten bekannt zu machen. Bald zog daher unser Jacob de Beaume die ausschließende Aufmerksamkeit des jungen Königs auf sich, dessen unumschränktes Zutrauen er in dem Grade zu gewinnen wußte, daß er im Jahre 1547 an die Spitze seiner Schatzkammer gesetzt wurde. Sein Verhältniß zum König

war ein so vertrauliches und inniges, daß der Monarch ihn Vater nannte, eine Auszeichnung, wie wir sie schwerlich anderwärts in der Geschichte finden. Sie spricht eben so lebhaft für die ehrwürdigen und trefflichen Eigenschaften unseres Schatzmeisters als für das unverdorrene, edlen Eindrücken offene Gemüth des jungen Regenten. Selbst die Mutter des Königs, Louise von Savoyen, Herzogin von Angouleme, erwies ihm eine nicht gewöhnliche Hochachtung und es schien, als ob die durch gegenseitige Werthschätzung und Freundschaft geknüpften Bande nur durch den Tod aufgelöst werden könnten. Doch kaum waren fünf Jahre vorübergezogen und hatten den jungen Samblancay von Stufe zu Stufe in dem Herzen seines Königs steigen sehen, als ein unglücklicher Vorfall oder vielmehr die Bosheit der Louise von Savoyen, die wechselseitige Hingebung zwei edelgesinnter Männer zerstörte und an ihre Stelle Haß und unersättlichen Verfolgungsgeist setzte.

Mit besonderem Eifer verfolgte Franz I. seinen Plan, Mailand in seine Hände zu bringen und scheute keine Kosten, um sich bald im Besitze desselben zu sehen. Ein großes Heer stand in Italien und dem Marschall von Lautrec

war das Kommando über dasselbe übertragen. Unter diesen Truppen waren 10,000 Schweizer, die den Heerführer unaufhörlich bestürmten, ihnen den rückständigen Sold auszuzahlen, wenn er wünsche, daß sie ihm treu bleiben sollten. Hierzu waren 400,000 Thaler erforderlich. Lautrek unterließ nicht, seinem Könige die Gefahr vorzustellen, in welcher er schwebte, wenn ihn die Schweizer verließen. Doch nur leere Versprechungen waren die Antwort auf seine dringenden Bitten um Geldzusendungen. Da die Schweizer immer mehr getröstet wurden, schieden sie endlich aus seiner Armee, Mailand ging verloren, und der Marschall kehrte voll Unwillen und Scham nach Frankreich zurück. Den Zorn des Monarchen fürchtend, wagte er nicht vor ihn zu kommen, bis endlich der Connetable von Bourbon ihn dem Könige vorstellte und nach Kräften entschuldigte. Voll Entrüstung ward der Marschall von seinem König empfangen; doch wie erstaunte Franz I., als er hörte, daß der Schweizerold ihm vorenthalten worden sei, und daß dies allein alle die erwähnten schlimmen Folgen nach sich gezogen habe. Auf der Stelle ließ er Samblancay rufen, überhäufte ihn mit Vorwürfen und Drohungen, welche die ganz veränderte Stellung verriethen, in die der Schatzmeister auf einmal gerathen war. Der unglückliche Jacob de Beaume, sich keiner Schuld bewußt, legte mit der Ruhe eines rechtschaffenen Mannes ein Geständniß von Allem ab, was zwischen ihm und der Mutter des Königs vorgefallen war. In eigener Person sagte er aus, sei die Herzogin von Angouleme in die Schatzkammer gekommen und habe alle ihre rückständigen Pensionen und Einkünfte mit einer solchen Härte und Unbeugsamkeit in Anspruch genommen, daß er die 400,000 Thaler, welche für den Marschall Lautrek in Italien zur Absendung bereit gelegen, unverzüglich ihr hätte übermachen müssen. An Vorstellungen seiner Seite habe es nicht gefehlt, er habe ihr die Folgen vorgestellt, die der Vorenthalt des Schweizeroldes auf das Kriegsglück in Italien äußern müsse; er habe ihr gesagt, daß er selbst sich in Gefahr setze, den gerechten Unwillen des Königs auf sich zu laden. Doch nichts habe

sie vermocht, von ihrem Entschlusse und Verlangen abzustehen, ja sie habe sogar die Erklärung von sich gegeben, daß sie mächtig genug sei, den Finanzgouverneur vor dem Zorne des Monarchen zu schützen, wenn er es nicht gut heißen sollte, ihre Zufriedenstellung bewirkt zu haben; es sei ihr aber auch ein Geringes, den zu vernichten, der es wagen sollte, sich ihr zu widersetzen. Zugleich habe sie über alle ihre Forderungen ihm die Quittung eingehändigt, die er zu verwerfen sich nicht unterstanden habe.

Dieses aufrichtige Geständniß des Schatzmeisters war ganz geeignet, den König keinen Augenblick an seiner Rechtlichkeit zweifeln zu lassen, und schon warf er seinen Ingrimm auf die Urheberin des ihm begegneten Mißgeschicks, auf seine Mutter, die Louise von Savoyen.

Doch schlauer als der König und sein Finanzdirector, aber auch ränkevoller und verschmitzter als diese, war die Herzogin von Angouleme. Sie hatte den aufwallenden Zorn ihres Sohnes vorausgesehen, und kaum hatte Samblancay diejenigen Punkte angeführt, die zu seiner vollständigen Rechtfertigung dienen konnten, als die Mutter des Königs mit allen Waffen der Tücke und Verstellung ausgerüstet herzutrat. Als sie ihren Sohn mit größter Hestigkeit auf sich losstürmen sah, erklärte sie die ganze Aussage des Schatzmeisters mit schamloser Frechheit für Erdichtung und Lüge. Der Intendant der Finanzen, seine Rechtschaffenheit außer Zweifel zu setzen, eilt den Empfangschein zu holen und ist in diesem so entscheidenden Augenblicke zu seiner größten Bestürzung nicht im Stande, denselben an dem Orte zu finden, wohin er ihn, wie er wohl wußte, gelegt hatte.

Nachdem die Herzogin von Angouleme vom Schatzmeister ihre sämtlichen Requisiten erhalten und die Quittung darüber ausgehändigt hatte, berechnete sie schlau die Folgen ihres hartnäckigen Anspruchs auf augenblickliche Zahlung und ließ daher alsbald die nöthigen Vorkehrungen treffen, um wenigstens sich selbst vor allem Nachtheile zu schützen. Zu diesem Zwecke benutzte sie die Untreue des Secretärs, der unter Samblancay stand und in dessen geheime Geschäfte eingeweiht war, und vermochte ihn

den von ihr ausgestellten Empfangschein zu entwenden und ihr zurückzugeben. Die Abscheulichkeit dieses Verbrechens, wozu dieser Geheimschreiber Gentil sich hatte verleiten lassen, büßte er mit vielen andern Uebelthaten zwanzig Jahre später durch den verdienten Tod auf dem Schaffote.

Zwar suchen einige französische Schriftsteller Alles auf, um die Louise von Savoyen von diesem Schandflecke zu reinigen und geben vor, daß jenes Geld dem Finanzgouverneur von der Herzogin nur in Verwahrung gegeben worden sei, und er also bei jenen mißlichen Verhältnissen in Italien kein Recht gehabt habe, diese ihm bloß anvertraute Summe zu einem kriegerischen Zwecke zu verwenden; indeß erkennt man auf den ersten Blick, auf welchen schwachen Stützen dieser erdichtete Vorwand beruht. Denn der Finanzgouverneur hatte sich während einer mehrjährigen Verwaltung der Staatskasse als ein Mann von durchaus erprobter Rechtschaffenheit bewährt. Und sollte man von einem solchen Manne, dessen Handlungen ohne Ausnahme von seiner Klugheit, Erfahrung und einem sichern Takte zeugten, wohl erwarten können, daß er die Befriedigung eines so dringenden Bedürfnisses nur mit Hilfe einer fremden ihm anvertrauten Summe hätte bewerkstelligen wollen? —

Dem Könige schmerzte es tief, daß er seine Mutter oder den treuesten Minister für schuldig halten mußte. Er gab den Regungen der Natur nach, sprach der Herzogin das Recht zu und befahl, wiewohl seufzend, den Jacob de Beaume in das Staatsgefängniß zu bringen. Man sollte glauben, daß eine ruhige Erwägung der That sache den König zu keinen weitem Schritten hätte verleiten können. Doch die rachgierige Louise von Savoyen und die Eifersucht eines andern gleich schlechtgesinnten Ministers suchten ihn zu verstricken. Kaum hatte die Mutter des jungen Königs wahrgenommen, daß sie die Liebe ihres Sohnes wie früher besaß und die angefochtene Rechtschaffenheit des Samblancay ihm nichts mehr galt, so drang sie mit dem Scheine des Rechts und ihrer durch des Schatzmeisters Widerspruch beleidigten Würde darauf, daß gegen denselben der Prozeß eingeleitet wer-

den müsse. Der unerfahrene König gab seine Einwilligung und sein Kanzler du Prat legte ihm sogleich einen schon ausgefertigten Befehl vor, worin die Verordnung erlassen wurde, zur richterlichen Entscheidung mehrere Mitglieder aus allen Parlamenten zu wählen. Mit dieser Maßregel war der Prozeß schon im Voraus so gut wie entschieden und das Urtheil über den unglücklichen Samblancay gefällt. Denn man hatte weißlich nur diejenigen zu Richtern ernannt, von deren Nachgiebigkeit man sich überzeugt hatte. Damit aber der Prozeß mehr eine Staatsache und nicht als eine Privatangelegenheit der Herzogin von Angouleme erscheinen möchte, wurden vom Generalprocurator sechsundzwanzig Artikel festgestellt, über welche der Angeklagte Rechenschaft ablegen sollte. Gerade dasjenige, was dem Prozesse erst zum Vorwande gedient hatte, die Frage nämlich, wegen der von Louise von Savoyen beanspruchten und ihr ausgezahlten 400,000 Thaler, war als letzter Punkt behandelt.

Die Akten dieses absichtlich verwirrten Prozesses, noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im Besitze des Marquis de Paulmy d'Argenson, enthalten die einfachen und offen dargelegten Antworten des Samblancay, die von dessen Klugheit und Rechtschaffenheit zeugen. Nur in Betreff der fehlenden Papiere zu seiner Rechtfertigung für die ausgezahlte Summe erklärte er gerade zu, daß er nicht wisse, wo sie hingekommen seien.

Das Interesse des Volkes für den Hauptgegenstand eines Prozesses zu schwächen und zu vernichten, gibt es kein wirksameres Mittel, als denselben in die Länge zu ziehen. Dies verstand du Prat so gut, daß unter dem Vorwande der Weitläufigkeit der Untersuchungen, fast vier Jahre verstrichen. Endlich wurde am 9. August 1527 von den versammelten Richtern ein Urtheil gefällt, das ein Denkmal der abscheulichsten Bosheit und Ungerechtigkeit genannt werden konnte.

In Folge dieses Urtheils erklären die vom König verordneten Richter den Jacob de Beaume, Herrn vom Samblancay für schuldig und der ihm in dem Kriminalprozesse vorgeworfenen

Diebereien, Verfälschungen, Mißbräuche und schlechter Verwaltung der königlichen Finanzen überwiesen. Zur Strafe für dieses Verbrechen und um dem Gesetze zu folgen, erklärten sie ihn aller seiner Ehren und Würden verlustig, verdammten ihn zum Tode durch den Strang und zur Confiscation seiner Güter, von denen jedoch ohne Nachtheil der von der Mutter des Königs erhobenen Schuldforderung 300,000 Pariser Pfunde zur Wiedererstattung der von ihm unterschlagenen Summen, so wie auch zu Schadloshaltung und Deckung aufgelaufener Kosten verwendet werden sollten.

Dieses von niederträchtiger Rache eingegebene Urtheil war den 12. August mit allen üblichen und erniedrigenden Formen vollzogen. Unter starkem Geleite mußte Jacob de Beaume aus der Bastille zu Fuße nach Montfaucon wandern. In der Straße St. Denis wurde bei einem Nonnenkloster angehalten, weil hier einer alten Stiftung gemäß, allen zum Tode Verurtheilten ein Glas Wein und drei Stückchen Brot gereicht wurden, wobei der Delinquent ein altes hölzernes im Kloster aufbewahrtes Kreuzifix küssen mußte. Der unglückliche Schatzmeister unterwarf sich diesem erniedrigenden Ceremoniel, worauf der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Auf dem Richtplatze angekommen, bat Samblancay den Kriminalrichter auf's dringendste, die Hinrichtung zu verzögern; denn noch immer nährte er die Hoffnung auf Begnadigung. Er konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß der König, der ihn so oft mit dem Vaternamen beehrt, der seinen Verdiensten, besonders aber seiner Rechtschaffenheit hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen, jetzt den Eingebungen und schändlichen Absichten seiner Feinde freien Lauf lassen und ihn zum Tode bringen werde. Maillart, der Kriminalrichter, dem die Vollstreckung dieses Urtheils aufgetragen war, hatte auch die Gefälligkeit, bis zum Anbruche der Nacht zu warten; da aber Samblancay in allen seinen Erwartungen von der Gerechtigkeit und Milde des Königs sich getäuscht sah, zögerte er nicht länger, sich der Vollziehung des Urtheils zu unterwerfen. Als Samblancay die Henkersleiter

bestieg, rief er aus: „O Himmel! Ist das meine Belohnung für meine dem Staate geleisteten Dienste? Für Gott habe ich das nicht gethan, was ich für den König that.“ Nach wenigen Minuten war er nicht mehr.

So lange die Mutter des Königs und der Kanzler du Prat am Leben waren, wagte man sich kaum in's Ohr zu sagen, daß Samblancay unschuldig hingeopfert sei. Doch auf dem Sterbette der Herzogin kam das ganze Gewebe tückischer Bosheit an den Tag, welches von ihr und dem Kanzler zum Verderben des Schatzmeisters ausgesponnen worden war. Von Gewissensbissen gefoltert, gestand sie selbst ihrem Sohne, welcher teuflischen Mittel sie sich bedient hatte, den verdienstvollen und treuen Minister zu stürzen und aus dem Wege zu räumen und bat zugleich den König, die Folgen ihres Verbrechens für die Familie und Nachkommen des Finanzgouverneurs so viel als möglich aufzuheben. Die Herzogin starb den 22. September 1534.

Franz I. fühlte leider zu spät, daß er nur das willenlose Werkzeug einiger ruchlos Gesinneten gewesen, und sich zur Bestätigung eines Todesurtheils hatte mißbrauchen lassen, das er im Innersten seiner Seele zu bereuen Ursache hatte. Er hatte von jetzt an nichts Angelegentlicheres zu thun, als das Andenken seines hingerichteten Finanzministers wieder zu Ehren zu bringen oder ihn zu rehabilitiren, ein ohnmächtiges aber in Frankreich damals gewöhnliches Mittel, vorschnell gefällte Urtheile und Justizmorde wieder gut zu machen. Wilhelm de Beaume, Sohn des Hingerichteten, der in Folge des erwähnten Urtheils zum ewigen Exil verdammt war, wurde zurückberufen und in alle seine Güter eingesetzt. Zwar konnte er eine nur kurze Zeit von der seiner Familie gewordenen Wiederanerkennung Gebrauch machen, denn er starb bald darauf, hinterließ aber vier Söhne, die nicht bloß in seine Rechte eintraten, sondern auch bei Hofe zu großem Ansehen gelangten. Der älteste ward zum Gouverneur des Herzogs von Anjou, Bruder des Königs, ernannt; der zweite erhielt die Stelle eines Oberhofmeisters bei der Katharina von Medicis; der dritte, ein

Geistlicher, besaß einige reiche Abteien und erhielt die hohe Würde eines Kanzlers bei dieser Königin. Der vierte endlich wurde Bischof von Mande und später Erzbischof von Bouges. Er starb als Erzbischof zu Sens 1606. Seine Nichte, Marie von Beaume, wurde die Erbin aller Güter sämmtlicher Abkömmlinge des unglücklichen Samblancay. Die außerordentliche Mitgift, welche sie auf diese Weise gewann, veranlaßte ihre Heirath mit dem Marquis von Montmerency, dem Haupte einer der ältesten und vornehmsten Familien in Frankreich.

Die Rosen.

(Fortsetzung.)

Von diesem neuen Schicksalschlage hart gebeugt, verlor Hermine allen Muth des Lebens. Nur die Pflicht, was sie thun müsse, stand klar vor ihren Augen.

Das Urtheil des Vaters war in Rücksicht seines leidenden Zustandes auf 20 Jahr Festungsstrafe an Ort ihm geworden. Er vernahm es mit Fassung.

Noch einmal bot der Obrist Rolley sein Haus Herminen als Asyl an, sie dankte innig und bat bloß um die Begünstigung ihrem Vater in die Kasematten begleiten zu können.

Als der Obrist ihr vorstellte, dies wäre kein Aufenthalt für Damen, erwiederte sie ihm: „Doch wohl für eine Tochter? Wer sollte meinen Vater dort oben pflegen, wo jede Freundschaft aufhört! Die Natur und sein Unglück hat mich an ihn gewiesen.“

„Und Lieutenant Reidhart?“ frug der Obrist.

„Dem gebe ich sein Wort zurück!“ — „Dies wollten Sie wirklich, meine Hermine?“ sprach der Verlobte, der während dem hereingetreten war, „Sie wollen ein Band der Liebe lösen, das uns Beiden die höchste Seligkeit gewährte und einer nahen Vereinigung die Aussicht stellte? Nein! dies kann ich nicht glauben, der Schmerz des Lebens hat Ihren Geist ergriffen und Sie

wähnen in dem Pflichtgefühl als Tochter den Vater begleiten zu müssen in sein ewiges Gefängniß und wollten diesem Gefühl alles unterordnen!“ —

„O, Herrmann,“ erwiederte sie ihm, „wie können Sie glauben, daß ich meinen Vater in seinem Unglück verlassen würde? Erschweren Sie mir nicht diese meine Pflicht — das Unglück meines Vaters hat sie geheiligt, lassen Sie uns, mein Freund, ruhig und ernst, wenn auch mit tiefem Schmerze uns trennen. Empfangen Sie Ihr Wort hiermit zurück — Die Hand des höchsten Wesens führt mich meinen Pfad — ich gehe ihn getrost, wenn auch auf seiner Bahn mir keine Sonne scheint, keine Blume blühet — wird doch meine Nähe den Vater erheitern, die Pflege ihm die Gefangenschaft erleichtern — so lassen Sie uns scheiden!“ —

„Hermine, Mädchen meines Herzens, ich kann Sie da oben in den Zellen der Kasematten nicht wissen — bleiben Sie bei uns, ich will Alles thun, um dem Vater soviel als möglich seine Lage zu erleichtern — er wird Sie nicht vermissen, bleiben Sie hier und rauben Sie mir nicht den Frieden meiner Seele, indem Sie dahin gehen, wo die Schuld und das Verbrechen wohnt!“ —

„Herrmann, unbewußt sprachen Sie das Wort aus, was mich auf ewig von Ihnen trennt — Die Schuld des Vaters muß die Tochter büßen — nie kann ich Ihre Gattin werden, denn mein Name ist nicht rein. — Die eigne Ehre habe ich mir erhalten — doch schützte sie mich nicht vor einer dunkeln Zukunft. —

„Nie kann die Tochter meines Vaters die Hand zum ewigen Bunde in die Ihre legen, denn ihr fehlt der Adel ihres Namens — noch eine Bitte spreche ich aus — vermeiden Sie, mein Freund, mir zu begegnen, an diesem Ort, der bald mein Aufenthalt sein wird. Denken Sie meiner freundlich wie einer Verstorbenen!“

Ergriffen im Innersten seines Herzens nahm Lieutenant von Reidhart das scheidende Mädchen in seine Arme, sie ruhte einen Moment still in denselben, und als sie sanft daraus sich entwinden wollte trat Obrist Rolley hinzu und

sprach bewegt: „macht Euch, meine Kinder, das Scheiden nicht schwer — ich ehre Ihre Gesinnungen als Tochter, doch müssen Sie nicht zu weit sich beschränken. Pflegen Sie Ihren Vater, ich will es Ihnen auf alle mögliche Weise erleichtern — Ihr Vater, liebe Hermine, wird, und wir müssen ihm dies Alle wünschen, der Stimme seines Gewissens nicht lange widerstehen — daß er seinen Gedanken keine Worte geben kann wird die Pfeile seines Innern schärfen, und er reißt so seiner Auflösung entgegen. — Bis zu diesem Augenblick, wo der Höchste ihn gewiß, in Erwägung, daß er hier schmerzlich seine Sünden bereuet und gebüßt hat, mild an seinem Thron empfangen wird, bleiben Sie ihm eine liebende, treue Tochter und Pflegerin — dann aber, liebe Hermine, können Sie gestrost die Hand zum ewigen Bunde dem Freunde Ihres Herzens reichen.

„Kein Mann von Ehre kann der Tochter die Handlung des Vaters entgelten lassen — Ihr Name, meine Tochter, ist dadurch nicht entweiht — Ihre Gedanken hierüber sind von Ihrer Phantastie erzeugte Chimäre — betrachten wir Ihren Vater als einen unglücklich Geisteskranken, der nicht zurechnungsfähig ist, und wir wollen in diesem Sinn ihm alle Theilnahme weihen.“

Der Obrist hielt, was er versprach. Eine heitere Zelle, die Aussicht auf Glas, wurde dem Direktor zu Theil; auf seinen Wunsch wurde er im Bureau beschäftigt und kehrte er in seine Zelle zurück, so hatte seine Tochter immer ein freundliches Lächeln.

Hermine konnte ohne Aufsicht auf dem Glacis weilen: sie hatte oft die Freude Elfriede v. Rolley zu sehen, die sie stets auf seine Art mit den Annehmlichkeiten des Lebens umgab.

So waren bereits zwei und ein halbes Jahr vergangen und der Direktor hatte den Stürmen, die auf ihn eingedrungen, nicht widerstanden, ein schleichendes Fieber schien seine Auflösung zu beschleunigen.

Sünder und Igel werden ohne Stachel geboren, wie sie aber nach der Geburt stehen, wissen wir Alle.

Jean Paul.

Der Kammerrath Heersford war bald nach dem neuen Jahr in Königsberg glücklich angelangt. Der Hauptmann v. Schlang hatte ihm ein Schreiben an seinen Freund Lieutenant v. Brünn mit gegeben. Des andern Tages machte sich der alte Herr auf, um dasselbe zu übergeben und gleichzeitig zu erfahren, wie die Verhältnisse des Hauptmanns mit der Tochter seines frühern Wirthes waren. Er fand in dem Lieutenant einen höchst angenehmen, jovialen jungen Mann, der sich innig des Glückes seines Freundes freute, als er vernahm, daß er der Verlobte eines schönen Mädchens sei.

Auf die Frage des alten Herrn, indem er ihm avertirte, daß er mit der Vergangenheit des Hauptmanns bekannt sei, wie die Tochter des Kaufmanns Brühl sich befände, und ob dies dem Verhältniß seiner Nichte Schaden oder sie betrüben könne?

Der Lieutenant v. Brünn wurde wie mit Scharlach übergossen, als er diese Affaire berührt sah und hob nach einer Weile an: „Ich würde, Herr Kammerrath, Ihnen als ältlichen Mann gegenüber mich äußerst beklommen fühlen ob der Verirrungen der Jugend — doch auch in Ihren Adern hat einst gewiß ein warmes Blut geschlagen.“ Er hielt einen Augenblick inne und sah den Kammerrath wie fragend an, der neigte bejahend das Haupt und er fuhr fort, „kennten wir jungen Männer oder bedächten wir immer die Folgen eines Augenblickes, so würde manche Brust von uns ruhiger im letzten Augenblicke schlagen. Die That haben wir wohl in Händen, aber nicht die Folgen! —

„Emilie Brühl liebte meinen Freund, sie fand nicht Erwidern ihrer Gefühle in seiner Brust, in derselben wohnte die Liebe für die angebetete Dame seines Herzens, für Prinzess Sophie! —

„Daß mein Freund das Gefühl der Liebe kenne, sagte wohl ihr der Instinkt ihres Herzens — sein Auge zeigte ja das Feuer der Liebe — er liebte eine — Andere!

„Emilie war nicht eine von den weiblichen Seelen, die die Gefühle in ihrer Brust verschließen — die vor sich selbst erröthen, wenn sie ahnden, daß das Gefühl was ihre Brust durch-

bebt, von dem errathen wird, der kalt an ihnen vorübergeht und dessen Herz für eine Andere schlägt! — Sie liebte mit allem Feuer der Seele! — seine Liebe mußte sie gewinnen — und wenn es das Höchste gelte! — Sie umgab ihn mit aller Aufmerksamkeit — suchte jedem seiner Wünsche zuvor zu kommen, und hatte immer ein freundliches Lächeln und Wort für meinen Freund. Seine Kälte — die stolze Freundlichkeit seines Wesens, erlöschten nicht die Liebe — wenn ich dieses Gefühl damit bezeichnen darf — in ihrer Brust. —

„Mein Freund, der das Ideal seines Tag- und Nachtgedankens mit aller Gluth und dem Feuer eines jungen Mannes liebte, und bloß von fern dies Gefühl andeuten durfte — wurde durch diese Excitation zu einer Höhe seiner Liebe mit milden Worten geführt, die ihm alles übersehen ließ; er war sich seiner nicht mehr bewußt. — Lassen Sie mich, Herr Kammerrath, hier abbrechen — wir können und wollen ihn nicht beurtheilen — denn wir sind alle der Schwäche unterworfen! —

„Seine Sinne wurden durch die Aufmerksamkeit von Emilie Brühl erregt — er betrachtete sie nicht mehr so gleichgültig — er empfand in ihrer Nähe Wohlgefallen — was wohl eigentlich einen andern Namen verdiente. — Ein unglückliches Soupée, was bis tief in die Nacht währte, hatte ihn durch die feurigen Weine erregt — Emilie hatte seiner gewartet — sie öffnete ihm die Thür, seine Imagination ließ ihn die Person verwechseln — er verlebte eine Stunde des Sinnenrausches, der das Glück seines Lebens vergiften wird.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Kammerrath, „ich wähnte, es bände Schlang kein Versprechen an die Brühl.“

„Wohl war, er hat nicht die Ehe ihr versprochen — aber Emilie ist kein gewöhnliches Mädchen — hat auch die Liebe sie irre geführt und von der Bahn des weiblichen Zartgefühls entfernt — hat sie auch den Kreis der Ihrigen durch Unbesonnenheit und Leichtsinns schmerzlich berührt — so ist sie doch darum nicht in jene Kategorie von denen zu stellen, die aller Ehre verlustig sind.“

„Als Sie, Herr Kammerrath, mir vorhin mittheilten, daß mein Freund Verlobter wäre, freute ich mich im Moment, weil ich nicht gleich seiner hiesigen Verhältnisse gedachte. —

„Der Kaufmann Brühl, ein Mann von Ehre und hoch geachtet als Bürger der Stadt, ist schmerzlich ergriffen über den Affront seiner Familie, und um so mehr, weil ihm seine Tochter bei dem Bekenntniß ihrer Schuld bekannte, daß keine Eheversprechen den Hauptmann von Schlang bände und verpflichte ihr die Ehre wieder zu geben. — Der Sinnenrausch ist kurz — die Folgen schwer — die Reue ewig — Emilie, mit dem Gefühl in ihrer Brust, ihr Unglück selbst verschuldet zu haben, leidet doppelt — und wird schwerlich die Zeit behalten, ihre Schuld zu sühnen — wenn das Grab nicht alles bürgte in seinen dunkeln Räumen und jede Schuld vertilgte.“

„Ich habe mich noch nicht entschließen können, meinem Freund den Schmerz zu bereiten, indem ich ihm mittheilte, wozu die Ehre ihn verpflichtet, doch unter diesen Umständen werde ich den Brief bald absenden. Es thut mir innig leid um meinen Freund, aber er muß als Ehrenmann zeigen, daß er dieselbe über Alles halte und bereit sei, seine Schuld zu sühnen.“

„Sie haben Recht, Herr v. Brünn, doch bitte ich mich zu der Unglücklichen zu begleiten, der Trost soll ihr werden, daß ihr Name vor der Welt gerettet wird.“

Der Kaufmann Brühl empfing sie achtungsvoll, und als er das Verhältniß des Kammerraths zum Hauptmann Schlang erfuhr, und vernahm, daß derselbe von den Umständen noch nicht Kenntniß habe, die hier sich ereignet hatten, daß dies nun aber geschehen solle, und durch seine Hand die Ehre seiner Tochter herzustellen, dankte er ihnen innig dafür. —

„Nein, meine Herren,“ sprach er, „dies soll nicht sein — Hauptmann v. Schlang hat einer meiner Töchter Anlaß gegeben, an seine Liebe zu glauben — sie wußte das — sie trage die Schuld — mit welchen Gefühlen könnte der Hauptmann meiner Tochter am Altare die Hand reichen? Keine Achtung kann er nicht vor ihr fühlen — Er mußte mit dem inneren Vorwurf

ihr den Namen seines Standes geben — Du bist dessen nicht werth. Dem Mann kann eine Handlung keinen Flecken an seine Ehre bringen — welche dem Mädchen auf ewig die ihre vernichtet. Die heilige Handlung wäre somit bloß eine leere Form — und davor ist die Bedeutung mir zu heilig.“ — Er schwieg bewegt und eine feierliche Pause durchwehte in diesem Augenblick Alle. —

Der Kammerrath ergriff mit Rührung seine Hand und sprach: „Kann Schlang durch Nichts ihren Schmerz lindern?“

„Nein, der Augenblick des größten Schmerzes ist verlegt — die Wunde blutet nur noch nach — und wird sich erst dann schließen, wenn ich nicht mehr bin. Will der Hauptmann seine Schuld mindern, so gebe er dem Kinde seinen Namen, und sei ihm Vater, dies ist seine Pflicht — für meine Tochter verlange ich nichts. Wollen Sie meiner Tochter eine heitere Stunde bereiten nach so viel Tagen des Kummers, so theilen Sie ihr mit, daß Schlang das Kind als das seinige erkennen wird. — Folgen Sie mir zu Emilien.“

Der Kammerrath betrachtete mit Wehmuth die geknickte Blüthe — eine leichte Röthe überflog das bleiche Angesicht als sie vernahm, daß er aus der Gläzer Gegend und vom Hauptmann Schlang beauftragt sei, nach ihrem Wohl sich zu erkundigen.

Sie verhüllte das Gesicht mit ihrem Taschentuche und weinte leise.

Der alte Herr ergriff ihre Hand und sprach: „Haben Sie keinen Wunsch, den Schlang Ihnen erfüllen könnte?“

„Keinen als daß Schlang meinem Kinde Vater sei,“ sprach sie leise.

Der Kammerrath drückte bewegt ihre Hand, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und verließ nach einem mitleidigen Händedruck gegen den bekümmerten und gebeugten Vater mit dem Lieutenant v. Brünn das Haus. Sie sprachen unterwegs kein Wort und erst als sie in das Local des alten Herrn kamen fand der Kammerrath die Sprache wieder.

„Gott verzeih mir es, lieber Lieutenant, ich hätte bald von allen T... in fluchen können,

als ich diese entblätterte Blüthe sah — ich hätte alle Koué in diesem Augenblick um mich versammelt sehen mögen, um ihnen zu zeigen, was für schwere Folgen oft ein leichtsinnig verlebter Augenblick bereitet — der junge Mann lebt dem Genuß der Stunde — er gedenkt nicht der Vergangenheit und keiner Zukunft, er lebt und will genießen. — Ich gestehe, Herr v. Brünn, mich hat dies Alles tief ergriffen — und wie ich den Hauptmann kenne, wird ein Wurm von nun an an seinem Herzen nagen auf lange Zeit.“

„Dies ist auch meine Ueberzeugung, Herr Kammerrath, aber finden Sie es nicht auch ein wenig bizarr, daß der Kaufmann Brühl die einzige Genugthuung meines Freundes zurückweist? Und nicht will, daß sie seinen Namen führe?“

„Nein, Herr Lieutenant, das find' ich ehrenhaft! — Die Hand auf das Herz, Herr v. Brünn, glauben Sie wirklich, daß durch die heilige Handlung und, indem Emilie Frau v. Schlang würde, alle Vergangenheit getilgt und sie ihre Achtung wieder erhalte? Nein, so wenig, wie ein Tag, der in des Grabes Nacht gesunken ist, zurückkehrt, eben so wenig kann ihre wahre Ehre, die innere Achtung vor sich selbst wiederkommen — ich würde an des Vaters Stelle eben so handeln. Keine Handlung, kein Name kann den Schmerz der Eltern ungeschehen machen, als sie erfuhren, daß ihre Tochter die Bahn der Tugend verlassen hatte. Daß Kaufmann Brühl die Hand des Hauptmanns zurückweist, ist der ächte schöne Stolz des Bürgers, — verzeihen Sie mir, Herr Lieutenant, meine freie Aeußerung, er hat den Grundsatz, den ich hoch achte. Sie wähen, Herr v. Brünn, wenn der Hauptmann das Einzige, was er thun kann, sie zu seiner Gattin erhebt, und sie — das, was Ihnen als das Höchste und Heiligste gilt — den Adel empfängt am Altare, sei Allem genügt? — Den wahren Adel empfangen wir Alle von einem höchsten Wesen, hoch oder niedrig geboren, das gilt sich gleich, wie aber wir den wahren Adel in unserer Brust bewahren, durch unsere Handlungen ihn bekunden, darin liegt der wahre Werth. —

„Entschuldigen Sie einen alten Mann, dem viele Erfahrungen des Lebens die Ueberzeugung gewährt haben, daß oft bei den Hochgeborenen der wahre Adel nicht zu finden ist. — Denn das geben Sie mir doch zu, daß in dem kleinen Wörtchen „von“ kein Werth und keine Bedeutung liegt?“

„Kaufmann Brühl hat in meinen Augen den höchsten Adel bewiesen, indem er eine Ehre von sich lehnte, die eine bürgerliche Schande bedecken sollte! — Doch wollen wir an Schlang schreiben, daß er bald eine schriftliche Erklärung hersendet, daß er seine Vaterrechte anerkennt und das Kind seinen Namen führen wird.“

Diese vielfache Berührung mit der gebrochenen Blume hatte sein Gemüth affizirt, und eine düstere Stimmung in dem Kammerrath hervorgerufen, die selten die Herrschaft über ihn erlangte; um derselben zu entgehen, beschloß er in eine Restauration zu gehen und dort sich aufzuheitern.

Kaum vor sein Hotel getreten, bedachte er sich noch, welche er besuchen wolle, als ihm der Obrist v. Seydelmann entgegentrat.

Willkommen, ehrliche alte Seele, in Königsberg,“ rief er ihm zu, während er innig ihn in seine Arme schloß, „altes Bruderherz, wo kommst Du her? Was willst Du hier? Wo gehst Du hin? Ich begleite Dich!“

Arm in Arm gingen die beiden Jugendfreunde mit einander dem Restaurateur zu; dort setzten sie sich in eine Ferne, von den übrigen Gästen getrennt. Die Frage, was der Kammerrath hier wolle, wiederholte der Obrist. „Treue alte Haut,“ sprach derselbe, „daß Du nicht von ohngefähr hierherkommst, gestehst Du doch?“

„Ja, lieber Seydelmann, doch ehe ich weiter spreche, kannst Du mir wohl sagen, ob Prinz v. W. anwesend und zu sprechen ist?“

„Kommst Du zu den, lieber Heersford?“

„Ja, mein Freund, in Angelegenheit seiner Mündel, meiner Nichte.“

„Da kommst Du gerade zur rechten Stunde, er wird binnen Kurzem die Reise in sein Gouvernement antreten, und dort die gewöhnliche

Zeit verleben; deshalb, mein Freund, ist keine Zeit zu verlieren, denn Du weißt, die letzten Tage sind die hohen Herren zu sehr in Anspruch genommen, und daher für Privatverhältnisse unzugänglich.“

Es wurde nun beschlossen, daß morgen der Kammerrath Audienz bei dem Prinzen v. W. nachsuchen solle. Nachdem dies festgestellt war, lebten die Freunde den Reminiscenzen der Vergangenheit, die für Beide gleich reichhaltig war.

Den andern Morgen um 11 Uhr stand der Kammerrath in der Antichambre des Prinzen v. W., und bat den aufwartenden Lakaien ihn bei Sr. königl. Hoheit zu melden.

Kaum war derselbe in das Gemach des Prinzen eingetreten, als er auch gleich die Flügelthüren wieder öffnete, um den Kammerrath zum Eintritt einzuladen.

Als die Thüren sich hinter ihm schlossen, kam der Prinz v. W. freundlich auf ihn zu, reichte ihm die treue Rechte und versicherte mit der ihm eigenen Würde, daß es ihn herzlich freue ihn wieder zu sehen.

Er lud ihn hierauf auf einen Tabouret zum Sitzen ein und sagte: „mein lieber Heersford, nur was Außergewöhnliches hat und kann in dieser unfreundlichen Jahreszeit, Sie hierher geführt, dies kann ich mir denken — darum sagen Sie mir schnell — was ist es? Wen betrifft es?“

„Se. königl. Hoheit urtheilen ganz recht, daß nur eine Sache, die mir am Herzen liegt, mich vermögen konnte, in dieser Zeit nach Königsberg zu kommen, wo so viel traurige Erinnerungen in mir wieder aufleben.“ Er schwieg einen Augenblick und sah gedankenlos auf die Parquetage zu seinen Füßen, als wolle er die einzelnen Felder berechnen. — Dann ermannte er sich, hob seine Augen zu den Prinzen, der ihn unverwandt und mit der innigsten Theilnahme betrachtet hatte, und liebevoll seine Hand ergriff mit den Worten: „mein alter Freund, wenden Sie den Blick nicht in eine Vergangenheit zurück — sehen Sie vorwärts! Was haben Sie mir zu sagen? ich bitte, theilen Sie mir es mit.“

„Se. königl. Hoheit, es betrifft deren Mündel, meine Nichte Rosa Lestock,“ — „Sie ist doch wohl?“ unterbrach der Prinz den Kammerrath.

„Ja, das ist sie und ich komme in meines Bruders Namen, um mündlich die ergebene Bitte auszusprechen, die Wahl ihres Herzens durch Dero gnädige Zustimmung zu genehmigen, als persönlich die Ehre zu haben, den Brief von dem Freunde, den sie für das Leben sich erkohren, zu übergeben und sein unterthänigstes Gesuch zu unterstützen.“ —

Der Prinz nahm den Brief aus den Händen des Kammerraths; nachdem er ihn gelesen, sprach er freundlich, „mir persönlich bekannt, er wollte einen hohen Flug beginnen — sein Sinnen war nicht klein — ich liebe das bei jungen Leuten, wenn sie nach dem Unerreichbaren streben, es hält von dem Gewöhnlichen sie zurück. — Doch sagen Sie mir, wie kam er zu meiner holden Rosa? Da wollen die Herren sich das Leben nehmen, wenn ihnen eine Liaison vernichtet wird. Doch sieht man ja, wie schnell alles vergessen wird;“ er blickte bei diesen Worten in das lächelnde Gesicht des vor ihn Stehenden — und fuhr heiter fort: „mein alter Heerford, Sie meinen, in unsrer Jugend haben wir es um ein Haar nicht besser gemacht? — Da haben Sie wohl Recht, doch kommt mir das vor wie der Champagnerrausch, er ist schön, aber leicht — läßt keine Erinnerung zurück. Wir denken auch nicht, ist die Jugendzeit verlebt, wie wir waren — alter Freund, wo würden dann die Richter bleiben? —

„Doch um auf Schlang zurückzukommen — liebt meine Rosa ihn?“

„Ja, Se. königl. Hoheit, sie hat mir noch besonders diesen Brief für Hochdieselben mitgegeben,“ er überreichte hierbei ein kleines feines Briefchen.

(Schluß folgt.)

Petersburger Theater.

In grollem Kontrast mit den überall schwankenden und schwankender werdenden Bretterwelten im deutschen Vaterlande, steht das hiesige Hoftheater immer noch in seiner alten Großartigkeit da, und wir sind nicht zu kühn, wenn wir behaupten, daß man jetzt in der Welt schwerlich ein Institut wieder finden möchte, das dem von St. Petersburg zu vergleichen wäre. Man wird sich von der Wahrheit letzterer Worte überzeugen, wenn man aus dem Folgenden ersieht, welche mannigfachen Kräfte sich für alle Zweige der Darstellungskunst hier vereinen und welche Menge von Personal und Mitteln einer einzigen Direktion zur Verfügung stehen. Die Gesamtzahl des zu den kaiserl. Theatern überhaupt gehörenden Personals betrug in letzter Saison 2484 Personen, wovon 893 Schauspieler, (374 männlichen, 519 weiblichen Geschlechts,) 165 Zöglinge der Theaterschule, (70 Knaben und 95 Mädchen,) 571 Musiker, Choristen 85, Choristinnen 35; und sonstiges Personal (wozu der Cirkus) 735, (475 männlichen, 260 weiblichen Geschlechts). Die Theatergebäude führen die Namen des großen, oder Stein-, Alexandra-, Michaeltheaters, hierzu gehören das Sommertheater von Kamennoi-Straw, und der Cirkus. Wir beginnen mit dem, was in dieser Saison das Publikum am meisten fesselte, oder besser enthußlasmirte, mit der italienischen Oper. Sie bot aber auch in der That wahrhaft ungewöhnliche Genüsse, die vollkommensten Darstellungen ausgezeichneter Meisterwerke von den ausgezeichnetsten Notabilitäten der Gegenwart. Wer kennt nicht die gefeierten Namen einer Grisi, Frezzolini, eines Mario, Tamburini?! Der rauschendste Beifall, ein dichter Blumenregen, (in St. Petersburg im Winter bei 25 Graden) oft gar reiche Brillantspenden waren auch die Folgen einer jeden Vorstellung, zu denen sich das Haus von sechs übereinander liegenden Rängen und tiefem Parquet ohne einmalige Ausnahme stets von Neuem füllte. Namentlich aber war es während der letzten Vorstellung, in welcher obengenannte Künstler, so wie auch andere treffliche Sänger, wie die Herren Gar-

doni, Corbetti, die Damen Corbari u. a. m. von Se. Majestät dem Kaiser selbst mit Brillanten beschenkt wurden; jedes Geschenk nicht unter 500, manches über 1000 Rbl. Silb. am Werth. Rechnet man hierzu die kaiserl. Brillantgeschenke, die jedem bei seinem Benefize gereicht wurden, gleiche vom Publikum, die Benefizeinnahme von circa 2000 Rubeln Silber selbst, endlich die enormen Gagen, so wird man gestehen müssen, es ist doch ein Glück, ein italienischer Sänger am Petersburger Hofe zu sein. Wie sich aber bei allem irdisch Schönen irgendwo ein kleiner Stein des Anstoßes findet, so auch hier; bei den Hören nämlich, die künstlerisch freilich ganz wohl gebildet sein mögen, kann man dieses in physischem Betracht leider nicht sagen; unter diesen Herren, diesen italienischen Nobili, den französischen Marquis, den altrömischen Patriziern (weiblichen Geschlechts ebenfalls) wird der besangendste Beobachter manchmal Gestalten bemerken, die ihm eher spanisch vorkommen werden; manche deren könnten dreist die Reihen des dritten Aufgebots zieren. Am meisten Furore machten in letzter Zeit die Meyerbeer'schen Hugonotten, die, nachdem sie lange mit der hiesigen Censur gekämpft, mit dem umgetauften Namen „Guelphen und Gibellinen“ in Scene gingen. Wie man hört, bleiben oben Genannte für die nächste Saison engagirt, wofür eine allgemein dankbare Stimmung gegen die kaiserliche Theaterdirektion im Publikum herrscht. — Das französische Theater mit den Damen Plessi, Volny, Mayer, den Herren Allan, Berton, Rouget, Bernet an der Spitze, kann ebenfalls nach Besetzung und Ausstattung als eine der ersten Bühnen für französische Darstellungskunst gelten. Bei ausgezeichneten einzelnen Kräften ist das treffliche Ensemble, das nicht durch gegenseitigen Künstlerneid gestörte Zueinandergreifen hier sehr rühmendwerth, und fast nie wird man eine französische Vorstellung unbefriedigt verlassen. Deshalb erfreut sich aber auch die französische Truppe eines zahlreichen Zuspruchs, vorzüglich der haute volée; in der es natürlich wie überall viele Nörren gibt, die ohne den geringsten Kunstsin, sogar oft ohne Kenntniß

der Sprache, nur hinlaufen, um doch vom französischen Theater mitschwagen zu können, weil dies zum Bonton gehört. Hervorzuheben sind die Dramen: Un drame de famille, Gabrielle, Stücke von gediegenem Werthe, die Lustspiele: Brutus lâche César, l'amitié des femmes, un Tigre du Bengale. Ganz besonders sprach ein Baudeville von wenig moralischem Werthe an: Mademoiselle de Choisy; worin genannte Mlle. Choisy vor dem versammelten Auditorium sich bis auf das tiefste Negligé entkleidet. Einen allgemein bedauerten Verlust erleiden wir durch den Abgang des Herrn Allan. Er ist ein so gediegener Künstler im wahren Sinne des Wortes, daß man nicht unbegründet fürchtet, ihn nicht würdig ersetzt zu sehen. — Das deutsche Theater vereinigt jetzt recht viele tüchtige vorwärtstrebende Kräfte. Für ältere Rollen sind die Herren Schwarz und Laddey als sehr wackere und naturgetreue Darsteller beliebt. Hr. Hornicke, unser Intriguant, ist, wenn er sich von Uebertreibung fern hält, ausgezeichnet, bei seiner Jugend berechtigt er zu den schönsten Erwartungen in diesem so schwierigen Fache. Hr. Drlowsky, unser erster Liebhaber, ist ein fleißiger und denkender Schauspieler, mit kräftig schönem Organ, einnehmendem, gefälligem Aeußern, und erfreut sich allgemeiner Gunst. Hr. Fichtmann, für zweite Liebhaber engagirt, ist ein junger Mann und zeigt sichtbaren Eifer. Weniger gefällt Hr. Bollert, ebenfalls zweiter Liebhaber, der durch eine zu große Figur, steifes Wesen und undeutliche Aussprache oft sogar störend wirkt. Für die Komik sind die Herren Mohr, Sammt, Holland rühmend zu erwähnen, und der ärgste Hypochonder würde nicht Herr seines Zwergfells bleiben, wenn dieses Triumvirat einen Abend beherrscht. Hr. Holland ist außerdem auch noch für ernste und Gesangsparthieen tüchtig. Hr. Brüning gefällt nur noch hin und wieder, woran wohl das ewige Einerlei seiner Spielweise schuld sein mag. Unter den Damen nimmt jetzt Frau Bollert nach Talent, Rollenfach und Beliebtheit den ersten Rang ein, nach ihr sind noch die Fr. Graff, Fr. Bärndorff und Frau Hysel zu erwähnen. In das Soub-

rettensach theilen sich die Damen Sammt und Brüning, dagegen existiren die Geschwister Frl. Röder und v. Mohrhagen nur nebelgrau, dem Namen nach. Frau Albrecht ist für ältere Rollen, namentlich für solche, die eine komische Färbung verlangen, meisterhaft, dagegen genügt Frau Armand noch nicht. Es fehlt ihr, trotz ihrer Bemühung, die nöthige Energie, wie sie z. B. ihre Vorgängerin Frau Versing besaß. Das über die Mitglieder im Einzelnen. Im Allgemeinen muß man ihren Fleiß rühmlich anerkennen, da sie uns bei unausgesetzter Beschäftigung fast wöchentlich ein, oft zwei neue oder neu einstudirte Stücke vorführten. Unter diesen waren viele gute Originale sowohl wie Uebersetzungen. Das Ballet fand in diesem Winter wieder eifrige Verehrung, wenn gleich es freilich nicht mehr jene unwiderstehliche Macht ausübte, als im vergangenen, wo Fanny Elsler mit allen ihren künstlerischen und natürlichen Reizen und mit dem der Neuheit hier auftrat. Jedoch noch immer bezauberte sie die Zuschauer, durch die sie stets umschwebende Grazie, durch ihre Leichtigkeit und Vollkommenheit im Tanze, durch ihre ausdrucksvolle unnachahmliche Mimik, wenn sie sich in ihren Glanzrollen Gisela, Esmeralda, Katharina zeigte. Neben ihr zeichneten sich die talentvollen Damen Andrianowna, Smirnowa, Jacowlewa, so wie die Herren Perrot, Johannson, Petitpas aus. Denkt man sich zu solchen Künstlern gesellt ein zahlreiches Corps de Ballet, jene ganze Menge der Zöglinge aus der kaiserlichen Theaterschule, von denen schon 5 bis 6jährige kleine Wesen allerliebste Positionen und Tänze aufführen, ein ausgezeichnetes Maschinenwesen unter der Leitung des Meisters Koller, großartig schöne neue Dekorationen, reiche geschmackvolle Costüme, für die kein Kostenaufwand gespart wird (der Arbeiterlohn für das Ballet: „Das Bad der Fee'n“ allein betrug 12000 Rubel), so wird man einräumen, daß neben dem Ballet des Petersburger Hoftheaters schwerlich ein anderes ihm gleiches zu finden sein möchte. Frl. Elsler, welche nach Ostern in Moskau tanzen wird, wird nicht wieder zu uns zurückkehren, statt ihrer soll für

den nächsten Winter eine andere berühmte Priesterin Terpsichore's gewonnen sein, Carlotta Grisi. — Werfen wir nun einen Blick auf eine andre Scene für ein anderes Genre der Kunst, die aber mit den vorgehenden unter einer Verwaltung steht, auf den Circus, den vor ungefähr drei Jahren die Direktion der k. k. Theater von den Herren Guzent und Lejars, den damaligen Direktoren (freilich mehr zum Vortheil dieser Herren, als zu ihrem eigenen), käuflich an sich brachte; und fast sämtliche Mitglieder der damals reisenden Truppe auf drei Jahre fest engagirte. Vor ungefähr zwei Jahren wurde ein schönes, steinernes, geschmackvoll aufgeführtes und reich decorirtes Gebäude mit vielfassendem Zuschauerraum, geräumiger Runde und Bühne für Vorstellungen der höhern Reikunst vollendet. Die Leitung wurde Hrn. Paul Guzent übertragen, der gleichzeitig als Direktor, Regisseur, mitwirkendes Mitglied und Dirigent des Orchesters fungirt. An Hrn. Lejars verlor das Publikum sehr früh seinen Liebling, da er schon in erster Dauer seines Hierseins starb. Seine Stelle nimmt jetzt Hr. Buckley ein, ein sehr gewandter und kühner Reiter; neben ihm zeichnen sich die Herren Bottani und Kimbert und vorzüglich der immer gern gesehene Clown Viol mit seinen Eleven aus. Um das Damenpersonal ist es leider traurig bestellt, Frau Lejars hat sich reich, Frl. Leroux — müde, Frau Bassin stellenweise steif, die Zöglinge aus der k. k. Schule aber noch nicht gehörig ein — geritten, so daß uns leider nur Frl. Pauline Guzent als rühmenswerthe, Frl. Liphardt als mittelmäßige Künstlerin übrig geblieben. Hr. und Frl. Guzent so wie Frau Lejars werden uns leider verlassen, und es wird der Direktion überlassen bleiben, den schon so im Geschmack des Publikums gesunkenen Circus durch Gewinnung neuer Talente zu heben. Einiges Interesse gewann derselbe in diesem Winter durch eine von Hrn. Paul Guzent arrangirte Piece „die Blokade von Arta.“ Er hatte glücklich den Geschmack der Menge getroffen, eine Scene aus dem Kaukasuskriege zu wählen, in der die russische Tapferkeit wunderbar hervorgehoben

wird, und die armen Tcherkessen furchtbare Prügel bekommen. — Zum Schluß können wir den ausländischen Künstlern insgesammt, und besonders denen, die Lust verspüren sollten, uns hier in Petersburg mit ihrem Besuch erfreuen zu wollen, ein interessante, aber wenig erfreuliche Neuigkeit mittheilen, nämlich folgende. Es wird genügend bekannt sein, daß den ausländischen Künstlern, welche hier engagirt waren, nach zehnjähriger Dienstzeit eine Pension ausgestellt wurde, die sie nach Belieben und im Auslande verzehren konnten. Unbekannter jedoch wird es gewesen sein, daß nach dem Gesetze die eigentliche Dienstzeit bis zur Pension funfzehn Jahre waren, und daß nur durch ein besonders gnädiges Reskript des jetzt regierenden Kaisers diese funfzehn bis auf zehn herabgesetzt waren. Nach einer neuen, kürzlich definitiv bekannt gewordenen Bestimmung ist jedoch das Gesetz in seiner alten Form erneuert, und tritt für die vom 1. April 1850 zu engagirenden Mitglieder in Kraft, nach welcher diese nun funfzehn Jahr zu dienen haben. Den bereits bis jetzt Engagirten sind jedoch wie früher diese fünf Jahre erlassen, und erhalten diese schon nach zehn Jahren Pension. (D. Th. 3.)

Chopin's Tod.

Es ist der 17. Oktober 1849; die Pendule über dem Marmorkamine eines Sterbezimmers zu Paris zeigt die zehnte Frühstunde. Dort der auf dem Ruhebetto Schlafende von Kissen und Decken umhüllt, mit dem marmorweißen Gesicht, den geschlossenen Augen, den bleichen Lippen, auf die der Engel des Todes schon den verhängnißvollen Kuß gehaucht zu haben scheint, ist Chopin! Das ist Chopin, der seit nun zehn Jahren unheilbar erkrankte und längst dieser Erde und seinen Leiden entrückt wäre, hätten nicht zwei Töchter des Himmels, seine innig vertrauten Freundinnen, seine Schwestern: Melodik und Harmonie, die Seele mit

wunderbarer Gewalt in der dahinschwindenden Hülle zurückgehalten! Das ist Chopin, der alte, herrliche Pole, einer der vielen Flüchtlinge, der Heimathlosen, der Verbannten, seit 18 Jahren zwar schon in Frankreich lebend, aber dennoch geistig stets nur daheim in dem fernem Vaterlande, wo ja seine und seiner Väter Wiege stand; das ist Chopin, der sterbende Chopin!

Jetzt wird ein rother Vorhang zurückgeschlagen; zwei schöne Frauen treten leise ein; beide ein Schwesternpaar, beide durch Wuchs, Gesichtszüge und Kleidung die polnische Heimath verrathend.

Chopin aber schlummert noch immer. Ach, sein halb schon der Hülle entfesselter Geist mochte in diesem Augenblicke wohl fern sein und im theuren Vaterlande weilen; weilen vielleicht an den Ufern der Weichsel bei Warschau im Dörfchen Zelazowawola, wo er vor 38 Jahren geboren ward, und wo auf dem kleinen Friedhof geliebte Eltern ihm schlummern. Oder schaut der halbverklärte Geist in diesem Moment über jenen beschränkten Raum hinaus auf das zerrissene, tausendfach zerfleischte Vaterland, auf die Kämpfe und Schlachten des heldenmüthigen Polenvolks gegen seine Unterdrücker, auf alle die namenlosen Anstrengungen und blutigen Opfer, die er dasselbe bringen sah, und die er selber ihm brachte, und die mehr als vergebens waren, weil sie statt der heiß ersehnten Freiheit nur Verbannung und Verzweiflung schufen? O, gewiß tritt jenes verhängnißvolle Jahr, wo Polen wenige Monden lang unter Schlachten frei war, ihm vor die Seele, und mit Seherblick mag er jetzt selbst wohl in eine lichtere, glücklichere Zukunft schauen; denn schon röthen seine Wangen sich leicht, die Lippen bewegen sich, und als die beiden Frauen, dies gewahrend, leise dem Lager näher treten und lauschend das Ohr neigen, da läspelt kaum vernehmlich des Sterbenden Mund die Anfangsworte des polnischen Triumphhymnus: „Jesze Polska nie zgnieła!“ (Noch ist Polen nicht verloren!) „O, noch einmal!“ haucht er leise, „noch einmal, meine Freundin, spielen Sie mir, singen Sie mir unseren Schlachtgesang!“

— Die jüngere Dame des hochverehrten Lehrers und Freundes Wunsche schnell willfahrend, setzt sich an den geöffneten Flügel, und in dem ganzen Schimmer der Jugend, in dem vollen Glanze der Schönheit und mit der Zauberstimme einer Sonntag intonirt sie den Hymnus des unglücklichen Polenvolks. Sie weint und singt, und singt und weint. O, wie hätte sie auch in diesem Moment, bei diesem Liede wohl den Thränen zu wehren vermocht! Aber Chopin schließt die kaum geöffneten Augen wieder und — steht sie nicht weinen. Dann, als der Gesang unter Schluchzen verstummt ist, wird's wieder still im Zimmer; nur das tactmäßige Picken der Pendule tönt fort. So bleibt's lange, und die beiden Frauen weinen leise am Sterbelager. Regungslos liegt der Kranke da; sie glauben seinen Geist bereits der Hülle entflohen. Da erwacht Chopin noch einmal und flüstert: „Das Requiem!“ Die ältere Dame fliegt an das Piano und spielt Mozart's Requiem, spielt es, wie Chopin selber es vor sieben oder acht Frühlingen spielte. Man sieht es an den immer mehr erblaffenden, zuckenden Zügen des Sterbenden, wie er den Trauertönen folgt. Bei der letzten Note aber, da athmet er tief, athmet er schwer, athmet er — zum letzten Male.

Die beiden Schwestern bleiben eine Zeitlang regungslos. Die ältere faßt sich zuerst, tritt an das Sterbelager, ergreift die regungslos herabhängende Hand des theuren Todten und ruft, leise sie drückend: „Spie spokojnie!“ (Schlaf in Frieden); die jüngere aber bricht in lautes Jammern und Wehklagen aus. Das Sterbezimmer füllt sich schnell mit Männern und Frauen; Alle klagen, Alle weinen, Alle fühlen, daß einer der edelsten Männer, einer der größten Künstler von ihnen schied.

Ein Theaterdichter als Liebhaber.

Im Jahre 1766 fielen schon so gut Stücke, wie heut zu Tage; Herr Charles Demoustiers

aber, der ein rührendes Drama: „die drei Söhne,“ geschrieben hatte, dachte nur an den Lorbeer, der einst für Racine und Corneille blühte, und noch reichlich lohnen konnte. Er ließ sein Stück im Pariser Odeontheater aufzuführen.

Ehe die Vorstellung anging, stahl er sich von dem, in wechselnden Beschäftigungen, in der ganzen Aufregung eines hoffenden Dichters verlebten Tage ein Viertelstündchen ab, um einer Dame, die er zärtlich liebte, einen Besuch zu machen.

„Ich möchte Sie um etwas bitten, theure Freundin,“ sagte er ihr, „gehen Sie diesen Abend nicht in's Theater, freilich, ich bin meines Erfolges sicher; aber wie diese Pariser sind, eine Kleinigkeit, ein Nichts kann sie ausbringen, und piffe nur ein Einziger, . . . großer Gott, in Ihrer Gegenwart Zeichen des Mißfallens, nein, ich ertrüg' es nicht.“

„Gut denn, ich will zu Hause bleiben, ich gestehe, so sehr ich Antheil an dem glänzenden Erfolge nehme, der Ihrer harret, hätt' ich doch kaum hinfahren können. Mein fürchterlicher Kopfschmerz plagt mich heute so sehr, daß ich fast nicht reden kann. Kommen Sie heute nicht mehr wieder, morgen hoffe ich gestärkt die frohe Nachricht zu vernehmen, daß man Ihren Namen unsern besten dramatischen Dichtern anreihet. Jetzt verlassen Sie mich, die Zeit drängt.“

— Einen Kuß nahm der glückliche Dichter mit.

Er wollte sich in einen Winkel des Parterres setzen, um ganz unbemerkt die Wirkung zu beobachten, die sein Drama hervorbrächte. Als er durch einen dunklen Gang zu seinem Plaze hinging, stieß er mit dem Fuße an einen Gegenstand; es war ein hohler Schlüssel, er steckte ihn in die Tasche.

Sein Nachbar im Parterre war ein junger Mann, mit dem er ein Gespräch anknüpfte. „Wie lange es dauert, bis sie anfangen,“ sagte der dem Poeten, „um neun Uhr habe ich ein Rendezvous und“ . . . Der Vorhang ward aufgezo- gen, die ersten Scenen gehen rasch vorüber, dann findet man den Dialog unendlich gedehnt. Schon gegen Ende des ersten Aktes grollte das Gewitter. Der junge Mann sucht

in allen Taschen — „zum Teufel,“ wendet er sich dann an seinen Nachbar, der Höllenqualen litt: „setz geht das Pfeifen los, und ich habe meinen Schlüssel vergessen . . . den Schlüssel, der mich zu der Geliebten führen soll.“

Demoustiers greift mit vieler Selbstverleugnung in die Tasche und gibt seinem Nachbar den zum Pfeifen trefflich geeigneten Schlüssel, den er vorhin gefunden hatte: „Wenn Sie diesen Schlüssel brauchen können, so bitte ich, bedienen Sie sich seiner ungenirt.“ Der junge Mann greift darnach: „es ist ja der Schlüssel, den ich verloren habe.“

„Ich fand ihn eben, als ich in's Theater ging.“

Der glückliche Besitzer des Schlüssels drückte dem Dichter dankbar die Hand, dann setzte er das Instrument an den Mund, und entlockte ihm mit vieler Beharrlichkeit heillose Töne. Seinen Tönen vermählten sich andere, und ein solches Pfeifenconcert brach los, daß die Schauspieler nicht mehr dagegen ankämpfen konnten, der Vorhang fiel.

Demoustiers und sein neuer Bekannter verließen zusammen das Theater. Der Dichter war in der schrecklichsten Laune, der Andere folgte ihm sehr gleichmüthig; „dem schlechten Stücke hätten wir glücklich den Hals gebrochen,“ lachte er.

Vor dem Hause der Madame Marsan, so hieß des Dichters Geliebte, blieb der junge Mann stehen. „Auf Wiedersehen, mein Herr,“ sagte er, „hier muß ich Sie verlassen.“

„Sie gehen in dieses Haus?“

„Ja, in die zweite Etage.“

„In die zweite Etage, zur Madame Marsan?“

„Still, still, posaunen Sie mein Glück nicht aus, Sie würden die Dame compromittiren.“

Der Poet entriß seinem Nebenbuhler den Schlüssel und eilte, in wüthenden Sägen wie ein gereizter Löwe hinauf zu der Ungetreuen. Sie war nicht im Negligé, und glich gar wenig einer Leidenden, vielmehr klagte ihre gewählte Toilette, ihre Miene der Erwartung sie einer Untreue an, deren redender Beweis eben noch der indiscrete junge Mann gewesen war.

„Ihr Stück hat also gefallen?“ rief sie dem Eintretenden entgegen.

„Wie, sein Stück?“ schrie der junge Mann, der dem unglücklichen Dichter und Liebhaber hart auf den Fersen gefolgt war.

Demoustiers, der ausgepiffene und betrogene, drückte seinem Nebenbuhler die Hand. „Ich gehe diesen Abend um zwei Täuschungen ärmer zu Bette, ich habe mich für einen Dichter, für einen glücklichen Liebhaber gehalten. Auf Nimmerwiedersehen . . . Den Schlüssel behalt ich, er hat mir heute grausame Lehren gegeben.“ „Nehmen Sie ihn nur mit,“ rief die Ungetreue spottend, „ich lasse das Schloß ändern.“ (Theaterfr.)

Henriette Nissen.

Die Leipziger Theater-Chronik gibt folgende biographische Skizze, die um so interessanter sein dürfte, als die genannte Künstlerin dormalen wohl die bedeutendste Concertsängerin ist.

In Paris, wo so manches bedeutende Talent aufgetaucht und oft wieder spurlos untergegangen, sprach man vor zehn Jahren in allen musikalischen Kreisen mit großem Interesse von zwei jungen Schwedinnen, an deren Zukunft der berühmte Gesangslehrer Manuel Garcia die höchsten Erwartungen knüpfte; einige Jahre später schon nannte man beider Namen neben den berühmtesten in Europa, denn während die eine derselben, Henriette Nissen, an der italienischen Oper glänzte zu einer Zeit, als diese ein Ensemble bot, wie kein anderes Theater in Europa, und später an den ersten Theatern Italiens ihre größten Triumphe feierte, entzückte Jenny Lind den Norden Europas. Ueber Jenny Lind ist in Deutschland so viel geschrieben, daß es überflüssig erscheint, noch etwas hinzuzufügen; Henriette Nissen ist dagegen, da sie erst in letzter Zeit in Deutschland auftritt, dem größern Publikum noch weniger bekannt, und theilen wir deshalb das Interessan-

teste aus dem Leben dieser außerordentlichen dramatischen Sängerin mit. —

Henriette Nissen, aus Gothenburg, zeigte schon früh die entschiedensten Anlagen zur Musik. Bereits in ihrem 4. Jahre vermochte sie, zum Erstaunen ihrer Umgebung, jede nur einmal gehörte Melodie correct nachzusingen, und nach Anhören von Musikstücken auf einzelnen Instrumenten oder selbst vom Orchester gespielt, konnte sie schon damals ganz genau die Tonart angeben, aus der gespielt wurde; in ihrem 12. Jahre sang sie schon aus Gefälligkeit und zu wohlthätigen Zwecken in öffentlichen Concerten ihrer Vaterstadt. Der damalige Director des Kopenhagener Conservatoriums, der berühmte Gesangslehrer Professor Siboni, auf diese musikalische Erscheinung aufmerksam gemacht, hörte die kleine Henriette in dieser Zeit singen und prophezeite ihr schon damals eine große Zukunft. Er, wie auch namentlich der kunstsinige und geniale Bournonville vermochten ihre Eltern, sie in ihrem 17. Jahre zur weitem Ausbildung nach Paris zu senden. Im Hause des Prof. Zimmermann fand Henriette Nissen in Paris die freundlichste Aufnahme; Zimmermann und Garcia, beide höchst überrascht von den außerordentlichen Anlagen der jungen Schwedin, wetteiferten, ihr Talent auszubilden. Schon damals verband Henriette Nissen, mit einer Stimme von außerordentlicher Schönheit, eine ungewöhnliche Leichtigkeit in Ausführung der größten Schwierigkeiten, wie im Auffassen der verschiedensten Charaktere, wodurch sie jedem Musikstücke eine eigenthümlich poetische und zugleich dramatische Färbung zu geben wußte. Nachdem sie zwei Jahre unter dieser Leitung sich ausgebildet hatte, hörte sie Batel, der damalige Director der italienischen Oper in Paris, und entzückt von ihrem großen Talente, wollte er die neunzehnjährige Schwedin sogleich engagiren. Henriette Nissen lehnte, mit einer wohl zu erklärenden Befangenheit, dies ehrenvolle Anerbieten ab, da außerdem ihre Familie sehr gegen ihr Auftreten auf der Bühne war. Nachdem Batel 6 Monate vergebens auf eine günstige Antwort gewartet, wiederholte er seinen Antrag und den vielseitigen Aufforderun-

gen ihrer Freunde und Lehrer endlich nachgebend, nahm sie dieselben an, und debütierte in der italienischen Oper am 10. November 1842 als Adalgisa, neben der Grisi als Norma. Der Versuch übertraf Aller Erwartungen in hohem Grade, so daß Henriette Nissen noch in derselben Saison als Jeanne Seymour in „Anna Bolena,“ und als Amenaide im „Tancred“ neben der Viardot-Garcia zu einer Zeit auftrat, als das Theater noch eine Grisi, Perflani, Viardot-Garcia, einen Lablache, Tamburini, Ronconi, Mario u. u. zu seinen Mitgliedern zählte. Donizetti, der eben nach Paris gekommen war, um seine Oper „Belisario“ aufzuführen, studirte ihr die Irene ein, worauf sie im Laufe der Saison noch die Elvira im „Don Juan“ und die Rosine im „Barbier von Sevilla“ mit dem außerordentlichsten Erfolge sang. Nach Beendigung derselben trat sie eine Reise nach Stockholm an, die einem wahren Triumphzuge glich. Auch in der folgenden Saison erntete sie an der Pariser italienischen Oper fortwährend den größten Beifall. 1844 trat sie ihre erste Reise nach Italien an, wo sie gleich nach ihrer Ankunft in Mailand unter sehr vortheilhaften Bedingungen für die italienische Oper in St. Petersburg engagirt wurde, weshalb sie Italien wieder verließ, um unverzüglich nach St. Petersburg zu reisen. Nach Beendigung der Saison begab sie sich abermals nach Italien, wo sie für die große Carnevalsaison in Mantua engagirt war; in Bologna wurde sie von Rossini im Casino dei Nobili eingeführt, wo sie einen solchen Enthusiasmus erregte, daß sie während 2 $\frac{1}{2}$ Monate 35 Mal als Norma, Nachtwandlerin und Odabella in „Attila“ auf dem Teatro comunale auftrat. Ein gleiches Furore machte sie 1846—47 in Livorno, wo sie in 2 $\frac{1}{2}$ Monaten 36 Mal die Nachtwandlerin, Lucrezia Borgia und Maria de Rohan sang, und in Florenz im Teatro della Pergola während der großen Fasten- und Frühlingsaison in der „Nachtwandlerin“ und der „Belagerung von Corinth.“ Während der großen Messe in Lugo sang sie in 2 Monaten 22 Mal die Opern „Attila“ und „Ernani“; darauf in Ascoli während 2 Monaten 20 Mal in „Parisina“

und „I due Foscari.“ Bald darauf wurde sie für die große Carnevalsaison in Rom für die Opern „Attila“ und „I Lombardi“ engagirt, wo sie im Teatro Apollo 31 Mal auftrat (1848). Ferrara mußte sie, nachdem sie 10 Mal aufgetreten war, der ausgebrochenen Revolution wegen verlassen, nachdem ihr hier ein großer Theil ihrer Diamanten, im Werthe von wenigstens 20,000 Fr., gestohlen worden. In London angekommen, lernte sie in sechs Wochen englisch und trat im Conventgarden-Theater als Norma und Lucia di Lammermoor in englischer Sprache auf. Von hier reiste sie nach Manchester, Liverpool und Dublin, und trat noch im Frühjahr in Hamburg, zum ersten Mal in Deutschland, auf, wo sie die Lucia in deutscher Sprache sang. Nachdem sie darauf einer dringenden Einladung nach Schweden und Norwegen gefolgt, wurde sie für den Winter 1849—50 für die Gewandhausconcerte in Leipzig engagirt. Unsere deutschen Sängerrinnen mögen staunen, wenn sie sehen, wie Sängerrinnen in Italien angestrengt werden. Der Enthusiasmus, den Henriette Nissen namentlich in Italien neben den ersten Sängerrinnen der Zeit erregen konnte, ist gewiß um so höher anzuschlagen, als man kaum erwarten sollte, daß eine Sängerrin aus dem hohen Norden in Italien gefeiert werden könnte; doch, wer Henriette Nissen in einer ihrer Hauptrollen gesehen und gehört hat, wird sich nicht mehr darüber wundern, denn sie verbindet mit tiefem Gefühl eine glühende Leidenschaftlichkeit, edles Erfassen des Charakters, sowohl durch Reinheit der Empfindung, wie durch Wahrheit des Ausdrucks, verbunden mit inniger Wärme. Ohne das, leider zur Mode gewordene Rasen und Hin- und Herzerren auf der Bühne, versteht sie es unwiderstehlich hinzureißen, und da sie nie die Grenzen des Schönen übertritt, hinterläßt jede ihrer großartigen Leistungen stets einen poetischen und wohlthätigen Eindruck. Einen Beweis für ihre musikalische Bildung und ihre künstlerische Vielseitigkeit gibt der Enthusiasmus, den Henriette Nissen bei dem strengen Publikum der Leipziger Gewandhausconcerte zu erregen vermochte, wo sie vorzugsweise durch den Vortrag klassischer Com-

positionen und deutscher, wie schwedischer Lieder geglänzt, welche letztere sie namentlich mit einem unbeschreiblich poetischen Zauber vorträgt. Wir hörten hier Compositionen von Händel, Stradella, Pergolesi, Beethoven, Mozart, Haydn, Mendelssohn, Spohr u. A. von ihr vorgetragen. Anfangs nur auf 6 Monate engagirt, wurde ihr die Auszeichnung zu Theil, daß die Direction derselben ihr das Engagement sämmtlicher Concerte des Winters antrug. Außerdem gab sie auch in Bremen, Oldenburg, Hannover und Dresden Concerte mit dem entschiedensten Beifall. In Dresden trat sie, außer bei Hofe, auch noch in einem eignen glänzenden Concerte auf; der Applaus bei ihrem jedesmaligen Erscheinen, wie während und nach jeder einzelnen Leistung wollte nicht enden. Wir heißen diese seltene Künstlerin mit Freuden willkommen, die gewiß allenthalben das größte Aufsehen machen muß. Von hier ging die Sängerrin nach Berlin, wo sie ebenfalls mit dem größten Erfolge auftrat. Dann begab sie sich nach dem Haag, wo sie auf Einladung bei Hofe sang und allgemeinen Enthusiasmus hervorrief. Nachdem sie vom Hofe wahrhaft fürstlich beschenkt worden, gab sie den vielfachen Aufforderungen nach und trat am 4. Mai in einem eignen glänzenden Concerte in Rotterdam auf. Ende Mai wird Henriette Nissen ein Gastspiel in Frankfurt a. M. beginnen.

Weinlied.

Der Sonne Klarheit
Schaut hinein,
Des Lebens Wahrheit
Liegt im Wein!
Des Geistes Freude
Glänzt im Glas,
Drum singet lieben Leute:
In vino veritas!

Der Liebe Wonne
Schenk'et ein,
Steigt aus der Tonne
Ganz allein!

Des Herzens Freude
Schäumt im Glas,
Drum singet lieben Leute:
In vino veritas!

Des Muthes Flammen,
Trinkt sie ein,
Auf dann zusammen,
Und schlägt drein!
Des Kampfes Freude
Sprüht im Glas,
Drum singet lieben Leute:
In vino veritas!

Des Liedes Blume,
Stimmet ein
Zu seinem Ruhme
Liegt im Wein!
Gesanges Freude
Sauchzt im Glas,

Drum singet lieben Leute:
In vino veritas!

Der Weisheit Quelle
Fließet rein
An keiner Stelle
Als im Wein!
Der Weisen Freude
Lacht im Glas,
Drum singet lieben Leute:
In vino veritas!

Des Himmels Ferne
Lacht hinein,
Und alle Sterne
Blinken drein!
Des Gottes Freude
Perlt im Glas!
Drum singet lieben Leute:
In vino veritas!

Waldemar Schier.

F e u i l l e t o n .

Spielhöhlen in Californien. „Was für den Augenblick dem unbeweglichen Eigenthum von San Francisco einen trügerischen, übertriebenen Werth zu verleihen scheint,“ (berichtet Patrice Dillon, franz. Consul auf den Sandwichsinseln, welcher in den letzten Monaten des Jahres 1849 das Goldland besuchte) „sind die vielen Spielhäuser, welche man daselbst errichtet hat. Alle Crilirten von Frascati, von No. 36 und 113 des Palais-Royal und analogen Anstalten in London, haben sich in diesem gelobten Lande der Spieler gleichsam ein Rendezvous gegeben. Ist irgendwo ein Haus zu vermieten, auf der Stelle bemächtigen sich die Spieler desselben um jeden Preis, um darin eine Bank nebst dem Zubehör der Roulette zu stiften. Man findet jetzt in San Francisco mehr als hundert dergleichen Anstalten, wo sich jeden Abend eine Menge sandwischer, mulattischer, chileischer, malaischer Bagabunden und Abenteurer aus allen Landen versammeln. Alle Völkerschaften der Erde haben einen Theil ihres Abschäumens in diese Kloake der Menschheit geschüttet. Kaum gibt es wohl ein seltsameres Schauspiel als das, welches diese Spielhäuser allabendlich nach 8 Uhr darbieten. Draußen drängt sich ein dichter Menschenhaufe vor den Thüren, während sich im Innern gie-

rige Spieler einen Weg zur Bank erzwingen. Solche Streitigkeiten werden anderswo meist mit Fußtritten oder Faustschlägen ausgefochten; in Californien dagegen sühnt man eine Beleidigung oder auch zuweilen einen geringfügigen Zanf augenblicklich mit Dolchstichen oder Pistolenschüssen. „Ruhig dort!“ ruft man vom Spieltische her, sobald ein Pistolenschuß im Saale knallt, „Ihr macht viel zu viel Lärm, Ihr verdammten Kerle!“ I'll make a hole in you (Ich werde Euch ein Loch beibringen)! schreit es von einer andern Seite her; May the devil take me if I dou't (Soll mich der Teufel holen, wenn ich's nicht thue)! Dieses sind die kurzen aber energischen Bemerkungen, die man gegenseitig austauscht. Ist der neue Ankömmling, welcher meist direct aus den Minen kommt, endlich bis zur Bank gelangt, so schnallt er einen gelbledernen Gürtel los und schüttelt ihn, nachdem er das eine Ende zuvor auf den grünen Teppich gelegt, ein wenig. Mehrere Pepiten Gold rollen sogleich auf den Tisch. Der Director der Bank streckt seine breite, knochige Hand aus, bemächtigt sich derselben, wiegt sie in einer neben ihm hängenden Wage und zahlt dann den Werth derselben in Unzen, jede zu 85 Francs, aus. Man spielt, die nämliche Hand holt sich das fragliche Goldstück; man spielt

nochmals dasselbe Resultat. Nach 15 bis 20 Minuten muß der Gürtel abermals losgeschnallt werden, und selten entfernt sich ein Spieler früher, als bis die Bank ihn völlig ausgeplündert, ihm in einer Nacht die Frucht seiner Arbeit und monatlicher Entbehrungen geraubt hat. Die Leidenschaft des Spiels ist aber nicht erst von den Amerikanern nach Californien verpflanzt worden; stets haben die Bewohner dieses Landes sich derselben mit Wuth hingegeben. In Mexico ist es noch jetzt so. Das sogenannte Montenspiel lockt die meisten Liebhaber herbei; aber auch das Roulette hat seine Verehrer, so wie das Spiel „des betes,“ bei welchem Thiere am Ende einer Spille befestigt, mit beweglichen kleinen Stäbchen versehen, eine Rotationsbewegung erhalten, bis sie vor gewissen Feldern stillhalten, in denen sich mit ihnen correspondirende Thiere befinden.

Unterbrochene Auswanderung.

Ein Müller aus Schlessien hatte den Entschluß gefaßt, nach Amerika auszuwandern. Er verkaufte deshalb sein ganzes Hab und Gut, löste dafür 248 Thlr. und machte sich nun mit Frau und Kind auf die Reise. Vor einigen Tagen kam er auf der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn hier an. Er legte seine Geldkiste, in der sich sein ganzes Hab und Gut befand, in der Eisenbahnstube ab, stellte seine Frau dabei hin und begab sich nun nach der Güter-Expedition, um seine übrigen Sachen herbeizuschaffen. Als er zurückkam, fand er seine Frau in Thränen schwimmend vor, und erfuhr zu seinem größten Schrecken, daß das gesammte Geld entwendet worden. Die Frau behauptete, daß während sie sich einmal umgedreht habe, der Diebstahl begangen sein müsse, was, wenn es in der That der Fall gewesen wäre, auf eine bewundernswürthe Geschicklichkeit schließen ließe, da die Geldkiste noch vorhanden und nur das gesammte Geld aus derselben entwendet war. Der Mann machte sofort die nöthige Anzeige bei der Polizei und beschuldigte geradezu seine Frau des Diebstahls. Er erklärte nämlich, daß diese von vornherein gegen seinen Auswanderungsplan gewesen sei und schon zu Hause alles Mögliche angestellt habe, um ihn von demselben abzubringen oder die Ausführung desselben zu verhindern, und daß sie, da ihr dies nicht gelungen, sicherlich jetzt ihm die Mittel, ohne die er nicht weiter reisen könne, geraubt habe, um die fernere Fortsetzung der Reise unmöglich zu machen. Die Polizeibeamten sahen sich in Folge dieser Anzeige genöthigt, bei der Frau Nachsicherung zu halten, da aber

nichts bei ihr gefunden wurde, sie auch hartnäckig dabei verblieb, daß sie um den Diebstahl nicht wisse, so mußte der Mann sich beruhigen, und, um nur in seine Heimath zurückreisen zu können, seine Uhr und andere werthvolle Sachen hier versetzen, da ihm das Reisegeld fehlte.

Eine vergessene Kabinetsordre Friedrichs des Großen.

„Mein lieber General v. Mosel. Da ich von ohngefähr in Erfahrung gebracht; daß verschiedene Commandeurs, auch wohl andere und Subalternoffiziers, sich einer nicht gebührenden Autorität über die Magistrate und Bürgerchaften der bequartirten Städte anmaßen, und solche dahin extendiren, daß in Fällen wo Streitigkeiten zwischen Soldaten und einem Bürger vorkommen, sie die Sache ganz einseitig für sich traktieren und abmachen, die Magistratspersonen brüskieren und übel begegnen, auch wohl gar Bürger mit Schimpfworten und Schlägen traktieren, und selbige nach ihrem eigenen Gefallen auf die Wache setzen lassen, Ich aber dergleichen ganz ungebührliche Dinge durchaus nicht gestatten, noch um so weniger wissen und leiden will, als der Offizier eigentlich dafür ist, daß er das Land und dessen Wohlfahrt mit schützen und defendiren, nicht aber den Bürger mißhandeln, sich über solchen eine eigenmächtige Autorität anmaßen und den bequartirten Städten die ohnedem beschwerliche Last der Einquartirung dadurch unerträglich machen soll; Als befehle ich hierdurch, daß Ihr in Meinen Namen, und von Meinemwegen, der dortigen Garnison bekannt machen und ausgeben sollet: wie zuvörderst kein einziger Offizier von der höchsten bis zur untersten Stufe, geschweige denn ein Unteroffizier oder gemeiner Soldat, wenn er mit einem Bürger Demelées bekömmt, sich unterstehen soll sich selbst Recht zu sprechen, am allerwenigsten aber einen Bürger zu schimpfen, mit Worten übel zu traktieren, oder gar zu schlagen und in Arrest setzen zu lassen, sondern daß wenn Streitigkeiten zwischen einem Offizier oder Soldaten, und zwischen einem Bürger vorkommen, es überall so gehalten werden soll, als wie es darunter in Berlin (!) gehalten wird, daß, wenn nämlich der Soldat sowohl als der Bürger Complices delicti sind, die Sache durch ein Judicium mixtum abgethan werden muß. Ist aber dieses nicht: so soll der Offizier und Soldat gegen den Bürger, bei dem ihm vorgesetzten Magistrat, der Bürger aber, wenn er Kläger ist, bei dem Regimente klagen, und allda die justizmäßige Untersuchung und rechtliche Abthnung gewärti-

gen. Sollte sich ereignen, daß ein Bürger gegen die Wachenpatrouillen oder sonst gegen einen Soldaten wirklich excedirte: so muß solches lediglich und allein von dem Magistrat untersucht werden, und von demselben deshalb Strafe erfolgen. Fallen aber solche Umstände vor: daß der excedirende Bürger, ob *periculum in mora*, arretirt werden muß; so soll solches zwar geschehen, dagegen keiner von der Wache sich bei der schwersten Strafe unterstehen, dem Arrestanten in seinem Arrest übel zu begegnen, zu insultiren oder aber ihm unter allerlei Vorwand Geld abzupressen. Diesemächst aber muß der Kommandeur des Orts den geschehenen Arrest des Bürgers und den begangenen Exzeß sofort dem Magistrat, oder der Obrigkeit des Orts, worunter der Bürger stehet, melden, solchen dahin abliefern, und die Untersuchung der Sache, auch die Bestrafung des Bürgers, erwähnten Magistrat lediglich und allein und ohne Zuziehung jemandes von der Garnison überlassen, bei welchem sich auch der klagende Soldat als Kläger vor dem Bürger stellen muß. Ueberhaupt muß auch gar kein Chef von einem Regimente, oder auch ein Commandeur einer Garnison, sich unterstehen, einem Bürger außer wenn Gefahr vorhanden wäre, für sich arretiren sondern das Regiment und der Kommandeure müssen schlechterdings bei dem Magistrat des Orts klagen. Sollte ein Offizier, wer es auch sei, oder ein Unteroffizier oder Gemeiner, sich soweit vergessen, einen Bürger mit harten Schimpfworten oder Schlägen traktiren zu wollen; so soll derselbe sogleich in Arrest gesetzt, und über ihn Kriegsgericht gehalten, auch er dafür abgestraft werden. Dieses ist mein expresser Wille welchen Ihr der Garnison zur ganz genauesten Beobachtung und Folge bekannt machen, und wohl einbinden sollet. Ich bin übrigens Euer wohl affectionirter König.
Berlin, den 30. Mai 1736. Friedrich. An den Generalmajor von Mosel."

Goethe's Nachlaß. Es ist bekannt, daß Goethe einen besonderen, geheim aufbewahrten Theil seiner Papiere und Brieffschaften den Mitlebenden noch vorbehielt. Er übergab 1827 der Regierung diese literarischen Schätze, und bestimmte gerichtlich die Eröffnung des Ver-

schlusses für das Jahr 1850. Am 17. Mai war der festgesetzte Termin, und die Erben der Goethe'schen und der Schiller'schen Familie — beiden hat der Dichter dies testamentarisch hinterlassen — erschienen an hiesiger Stelle laut förmlicher Aufforderung der weimarischen Behörde, um den Besitz in Empfang zu nehmen. Nicht ohne feierliche Wehmuth reichten sich die Söhne, Töchter und Enkel der beiden großen Koryphäen deutscher Dichtung hier auf der geweihten Stätte die Hände. Die Fügungen mannigfacher Schicksale und Verhängnisse haben die beiden Geschlechter von Weimars Boden entführt. Auf der einen Seite waren der älteste Sohn, die älteste Tochter Schillers und die Wittve von Ernst von Schiller eingeladen; auf der andern Seite Goethe's Schwiegertochter und die beiden Enkel Walther und Wolfgang, welche aus Wien, ihrem jetzigen Aufenthaltsorte, erschienen. Karl v. Schiller ist Oberförster im Württembergischen. Frau v. Gleichen war unterwegs erkrankt; ihr Mann, schon auf dem Wege hierher, zurückgekehrt. Frau v. Junot war mit Frau v. Goethe bei der Eröffnung zugegen, außer Karl v. Schiller und den Goethe'schen Enkeln. Das verschlossene Kästchen ergab den vollständigen Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Fertigt zum Druck geordnet, soll derselbe nach dem Codicill Goethe's vollständig der Öffentlichkeit übergeben werden. In- und ausländische Zeitungen werden, ebenfalls nach testamentarischer Verfügung des Dichters, zur Concurrenz auffordern. Die meisten, namentlich die Schiller'schen Briefe, sind Autographe.

Friedrich Bülow's historische Hausbibliothek, Leipzig, Verlag von C. B. Lortz hat vor Kurzem in dem vierzehnten Bande einen höchst schätzenswerthen Zuwachs erhalten. Er umfaßt „die Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karls I.“ von Franz Guizot, in fließender gewandter Uebersetzung. Die Darstellung geht von keinem eigentlichen Parteistandpunkte aus, sondern liefert die Thatfachen und das geschichtlich Feststehende nach dem innern Zusammenhange mit strenger Unparteilichkeit und jener anziehenden Klarheit der Auffassung und edlen Einfachheit der äußern Formen, die den berühmten französischen Gelehrten, Staatsmann und Minister Louis Philippe's stets auszeichneten.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.